

Beilage zu Nr. 158 des Grenzboten.

Neuenbürg, Samstag den 9. October 1897.

Deutsches Reich.

Die Politik der Sammlung

aller produktiven Stände, die der Vizepräsident des preussischen Staatsministeriums, Dr. von Miquel, im Juli in Solingen angekündigt hatte, ist in verheißungsvoller Weise eingeleitet worden. In der im Reichsamt des Innern zur Vorbereitung der Handelsverträge abgehaltenen Konferenz haben sich die drei großen Erwerbsgruppen: Landwirtschaft, Industrie und Handel entschlossen, möglichst einig vorzugehen. Nebenständliches und alles das, was einen trennenden Einfluß ausüben könnte, soll im Interesse unserer wirtschaftlichen Zukunft beiseite gelassen werden. Es soll die Thatsache in die Praxis überseht werden, daß die Interessen der drei großen Erwerbsgruppen im wesentlichen dieselben sind.

Ein solches Zusammenarbeiten von Landwirtschaft, Industrie und Handel gewinnt angesichts der nächsten Reichstagswahlen eine besondere Bedeutung. Die produktiven Stände können sich, wenn sie sich verständigen, endlich den Einfluß auf die Gesetzgebung verschaffen, der ihnen gebührt. Wegen ihrer Uneinigkeit hat es ihnen bisher daran gefehlt. In den Parlamenten führen viele das große Wort, die an der nationalen Arbeit nicht beteiligt sind. Den Ausschlag geben vielfach nicht die Bedürfnisse des praktischen Lebens, sondern Fraktionsinteressen. Daß diese Zustände nicht das allgemeine Wohl fördern, davon hat die Geschichte unseres Reichstages manches Beispiel aufzuweisen. Ein Wahlbündnis zwischen Landwirtschaft, Industrie und Handel würde hier Wandel schaffen. Grundsätzlich erscheint es bereits jetzt als gesichert, nachdem von ihren Vertretern der ernste Wille bekundet ist, über Meinungsverschiedenheiten hinwegzusehen und das Gemeinsame, Verbindende in den Vordergrund zu stellen.

Der Berührungspunkt giebt es wahrlich genug. Die Industrie wünscht vor allem die Erhaltung des Weltfriedens und eine normal fortschreitende Entwicklung des nationalen Lebens. Auch Landwirtschaft und Handel können in Kriegsjahren und bei Störungen in der inneren Politik nichts gewinnen, wohl aber viel verlieren. Industrie und Landwirtschaft vertreten hauptsächlich die nationale Produktion; der Handel ist notwendig als Vermittler zwischen Produzenten und Konsumenten. Alle drei sind deshalb Anhänger und natürliche Vorkämpfer einer wahrhaft nationalen Politik.

Die Bestrebungen ihrer Segner sind nicht den nationalen Daseinsbedingungen angepaßt. Man gebe ihnen die Bahn bei den künftigen Wahlen frei, und man wird es erleben, was für Rückwirkungen ein weiteres Herabgleiten unserer Verfassungszustände auf der schiefen Ebene zu einer Parlamentsherrschaft ausüben muß, die dem maßgebenden Einflusse einer weder monarchischen noch reichsfeindlichen Reichstagsmehrheit gehorcht. Daß der Friede nach innen so wenig wie der Friede nach außen dabei gewinnen können, liegt in der Natur der Sache.

Zum Schutze dieser unschätzbaren Güter sind nicht diejenigen Parteien berufen, deren Schwerpunkt außerhalb der Grenzen des nationalen Gedankens liegt. Hier müssen vielmehr jene Volkskreise heran, welche mit allen Fasern ihres Lebens im Boden des Vaterlandes wurzeln und welche wissen, daß sie ihr eigenes Interesse wahrnehmen, indem sie die Interessen von Kaiser und Reich fördern. Wir begrüßen das Zusammengehen der produzierenden Stände in der Hoffnung, daß bei den nächsten Wahlen jeder mit allen Kräften dafür Sorge, daß eine national gestimmte Mehrheit ihren Einzug in den Reichstag halte.

Der Reichsversicherungs-Gesetzentwurf, welcher im Reichsamt des Innern fertiggestellt ist und in diesen Tagen an die Mitglieder der Versicherungs-Vereine zur Abgabe eines Gutachtens überandt werden soll, be-

schränkt sich nur auf die Regelung der öffentlich rechtlichen Beziehung der Privatversicherungs-Gesellschaften und wird in keiner Weise Geltung für die öffentlichen Feuerversicherungs-Gesellschaften haben; diese sollen vielmehr, wenn der Entwurf Gesetz wird, unberührt bleiben.

Die Sozialdemokraten haben mit ihren Gründungen kein Glück. Vor Jahresfrist wurde über die Gründung der „Süddeutschen Schuhfabrik“ berichtet, welche von streikenden Arbeitern der Schmalzriedt'schen Schuhfabrik in Leonberg ausging. Dieses genossenschaftliche Unternehmen, das unter der Leitung des sozialdemokratischen Agitators und Buchbinders Balluff stand, ist nun eingegangen. Trotz aller Anstrengungen der am Geschäft teilhabenden Arbeiter geriet die „Süddeutsche Schuhfabrik“ immer tiefer in Schwierigkeiten, und das Ende vom Liede meldet das Leonberger Lokalblatt mit der kurzen Notiz: „Wie wir hören, hat Herr Ledertabrikant Käs von Badnang (demokratischer Landtagsabgeordneter) die „Süddeutsche Schuhfabrik“ mit allen Aktiven und Passiven (zu 55 Proz.) übernommen.“

Karlsruhe, 5. Okt. Wenn es alle Gemeinden machen wie Daxlanden, oder wenigstens zu machen versuchen, denn es giebt bekanntlich ein Enteignungsgesetz, könnte der Rheinkanal gar teuer zu stehen kommen. Man braucht von der genannten Gemeinde 82,10 Hektar Gelände verschiedener Gattung und hat ihr dafür beiläufig 300 000 M.; der Gemeinderat verlangte jedoch, wie jetzt berichtet wird, etwa eine Million; aber auch das war dem Bürgerausschuß noch nicht genug, und der Antrag des Gemeinderats wurde mit großer Mehrheit abgelehnt. Die Mehrheit des Bürgerausschusses stellte einen Antrag, wonach für alles Gelände 2 M 50 J für den Quadratmeter bezahlt werden soll, das heißt der Höchstpreis, den der Gemeinderat nur für Wiesengelände angemessen hielt. Bereitet wird ja die Sache durch solche Forderungen nicht, es giebt nur Enteignungsprozesse.

Karlsruhe, 1. Okt. Der Umsatz der Viegenchaftsverkäufe betrug hier im Monat August über 2 1/2 Millionen Mark. Unter den Anwesenden, die die Viehherden wechselten, befinden sich vier im Werte von über 150 000 Mark.

Karlsruhe, 6. Okt. Der „Heilkünstler“ Eggers, der neulich durch vier mit pulverisiertem Schwefel gefüllte Säcken den Rheumatismus heilen wollte und vom Ortsgesundheitsrat in seiner „Prozis“ gestört wurde, hat sich heute Morgen in seiner Wohnung erhängt. In einem Schreiben mahnte er dem Oberamtsrichter Nibstein und dem Vorsitzenden des Ortsgesundheitsrats, Bürgermeister Siegrist, die den Schwindler entlarvten, die Schuld an seinem Tode bei.

Pforzheim, 5. Okt. Die national-liberale Parteileitung des Bezirks veranstaltete letzten Sonntag eine vertrauliche Versammlung im Nebelhöhllokal (Prinz Karl), die von ungefähr 300 Teilnehmern besucht wurde. Landtagsabgeordneter Frank verbreitete sich über seine bisherige Landtagsstätigkeit und erhielt von Neuem das Vertrauen der erschienenen Parteimänner zugesichert, so daß Frank für die bevorstehende Wahl wieder als Kandidat im Landbezirk Pforzheim einstimmig aufgestellt wurde. Es herrschte zuversichtliche Stimmung, den bisherigen Abgeordneten wieder als Sieger bei der Wahlschlacht durchzubringen.

Pforzheim. Der letzte Sonntag brachte den Besuchern des Stadtparkes noch ein genussreiches Konzert, welches von der Kapelle der freiwilligen Feuerwehr unter Leitung des Direktors Rückewitz gegeben wurde. Bei eintretender Dunkelheit wurde ein prächtiges Feuerwerk abgebrannt, welches von Pyrotechniker Weiffenbach aus Stuttgart arrangiert war. — Unter sehr zahlreicher Beteiligung der hiesigen

Kunstfreunde fand am Montag das erste große Konzert des Instrumentalvereins statt. Violinvirtuos Prof. Hermann aus Frankfurt bot durch seine ungewöhnlichen Leistungen einen hohen Kunstgenuss; nicht minder erfreuten die Gesangsvorträge unserer einheimischen Künstler, Fel. Marie Groß und Hr. Gustav Reyle, welche von Hr. Röhmeier auf dem Klavier begleitet wurden. Das Orchester unter Leitung des Direktors Baal stand wieder auf der Höhe seiner rühmlichen Leistungen.

Pforzheim. Herr Karl Maurer, Vorstand der hiesigen Schützengesellschaft, hat mit Hilfe des Stadtarchivars von Mülhausen im Elf. zwei Originalschützenbriefe aus dem Jahre 1471 aufgefunden, welche hier großes Interesse erwecken.

Württemberg.

Brandshaden-Statistik.

Die Gesamtzahl der in Württemberg im Jahre 1896 vorgekommenen Brandfälle betrug 737, wodurch 1329 Besitzer geschädigt wurden.

Davon entfallen auf:

Den Neckarkreis 218 mit 414 geschädigten Besitzern
Schwarzwaldkreis 199 mit 447 geschädigten Bes.
Jagstkreis 149 „ 228 „
Donaukreis 171 „ 240 „

Die meisten Brandfälle entfallen auf die Bezirke Stuttgart, Neuenbürg, Heidenheim, Freudenstadt und Biberach.

Die wenigsten auf die Bezirke Schorndorf, Maulbronn, Waiblingen, Künzelsau, Spaichingen, Tübingen und Tettnang.

Auf das Oberamt Neuenbürg entfallen 24 Brandfälle mit 65 geschädigten Besitzern. Die Zahl der im Ganzen abgebrannten Gebäude beträgt 550, die Zahl der geschädigten Gebäude 1013.

Die 737 Brandfälle verteilen sich auf 202 städtische und 535 ländliche und zwar folgendermaßen:

Es brannte: in Städten auf dem Lande mal		
Sonntags	35	70
Montags	26	74
Dienstags	26	100
Mittwochs	22	98
Donnerstags	30	53
Freitags	30	80
Samstags	33	60
	202	535

Es kommen also die meisten Brandfälle in den Städten Sonntags, auf dem Lande Dienstags vor. Als Entstehungsurachen sind folgende zu verzeichnen:

Brandstiftung: erwiesene 19, mutmaßliche 93; Fahrlässigkeit: erwiesene 73, mutmaßliche 23; Spielen von Kindern mit Fandhölzern: 36; fehlerhafte Feuererichtungen 51; Blitzschlag 139; Explosionen 20; Selbstentzündung 23; Ruß in Kamin 11; Zufall 15; Unermittelt 234 zus. 737. Die Mehrzahl der unermittelten Brandfälle dürfte wohl auf Fahrlässigkeit zurückzuführen sein.

Die im Jahre 1896 eingegangenen Brandversicherungsbeiträge betragen:

im Neckarkreis	1 012 479 M 73 J
Schwarzwaldkreis	636 708 „ 57 „
Jagstkreis	498 398 „ 23 „
Donaukreis	758 985 „ 93 „
zusammen	2 906 572 M 46 J

An Brandentschädigungen wurden gewährt:

im Neckarkreis	550 664 M 58 J
Schwarzwaldkreis	806 561 „ 70 „
Jagstkreis	250 743 „ 77 „
Donaukreis	376 836 „ 43 „
zusammen	1 984 806 M 48 „

Hievon entfallen auf das Oberamt Neuenbürg an Versicherungsbeiträgen 37 443 M 69 J an Brandentschädigungen 10 797 „ 82 „



Unterhaltender Teil.

Die letzten Gravensteiner.

Kriminal-Novelle von G. Reersfeldt.

(Fortsetzung)

Der Baron, welcher Herrn Michelmann den Rücken zugekehrt hatte, wandte sich mit unverholenen Erschrecken wieder nach ihm um.

„Mit meinem Sohn — sagen Sie? — Doch nicht mit meinem Sohn Erwin?“

„Mit dem Herrn Regierungsassessor? — O, Gott bewahre, Herr Oberst! Der Herr Regierungsassessor ist ein ordentlicher Mann, der niemals Geld braucht. Er spielt nicht, er zecht nicht, er hat keine Liebshatten.“

Der Oberst machte eine abwehrende Handbewegung.

„Ich habe nicht den Wunsch, das Lob meines Sohnes aus Ihrem Munde zu hören,“ sagte er. „Ihr Geschäft bezieht sich also auf meinen ältesten Sohn Herbert? — Wie kommen Sie nur dazu, mich damit zu belästigen?“

„Es thut mir sehr leid, Herr Oberst,“ meinte Michelmann mit einem recht unverstämten Achselzucken, „aber ich bin, wie gesagt, ein armer Mann, und wenn mir der Herr Oberst auch für den dreifachen Betrag gut wären, so kann ich doch nicht warten, da ich das Geld notwendig haben muß. Es handelt sich ja auch im Ganzen nur um lumpige paar Tausend Mark.“

„Mein Sohn hat Ihnen also, wie ich aus Ihren Worten entnehme, die Zahlung verweigert, und Sie glauben nun wahrscheinlich, daß Sie sich nur an mich zu wenden brauchen, damit ich, wie der gutmütige Vater in der Komödie, Alles bezahle. Aber Sie sind im Irrtum, mein wertter Herr Michelmann! Mein Sohn ist großjährig und vollkommen selbstständig. Seine Geschäfte gehen mich durchaus nichts an, und es fällt mir gar nicht ein, für seine Schulden aufzukommen.“

Herr Michelmann rührte sich nicht von der Stelle, sondern blätterte sehr ruhig mit den fettigen Fingern in den Papieren seiner abgegriffenen Brieftasche.

„Der Herr Oberst beliebt zu scherzen,“ meinte er. „Es würde mir ja niemals in den Sinn gekommen sein, Sie mit der Angelegenheit Ihres Sohnes zu behelligen, wenn die Wechsel nicht auch Ihr eigenes Giro trügen.“

„Meine Unterschrift?“ brauste der Baron auf. „Nensch, haben Sie den Verstand verloren?“

Statt aller Antwort hielt ihm Herr Michelmann zwei der bekannten länglichen Papierstreifen entgegen, mit dem kurzen schmutzigen Zeigefinger auf eine bestimmte Stelle hindeutend. Das Antlitz des Obersten wurde dunkelrot und die Adern auf seiner Stirn schwoilen mächtig an. Er sah aus, als ob seine Hand unwillkürlich nach der neben ihm liegenden Reitpeitsche zuckte; aber er schien sich noch im rechten Augenblick zu bestannen, denn er wendete sich statt dessen zu seinem Schreibtisch und schlug heftig auf die dorstehende Glode, daß der laut gellende Klang selbst Herrn Michelmann, der so schwer aus seiner Fassung zu bringen war, zusammenzucken ließ.

„Sagen Sie dem Baron Herbert, daß ich ihn auf der Stelle zu sprechen wünsche,“ herrschte der Oberst dem eintretenden Diener entgegen. Aber bringen Sie mir keine Entschuldigung zurück. Wo er auch sei, Sie müssen ihn finden und müssen ihm melden, daß es mein ausdrücklicher Befehl sei, ihn sofort zu sehen!“

Der Diener entfernte sich schweigend, und mit auf den Rücken gelegten Händen ging der Oberst einige Male drohnenden Schrittes in dem Gemach auf und nieder. Herr Peter Michelmann suchte diese Pause dadurch so gut wie möglich für sich auszunutzen, daß er mit dem Tone aufrichtigen Bedauerns und hier und da sogar mit etwa weinerlicher Stimme erzählte, wie der junge Herr Baron, der damals noch Gesandtschaftsattaché gewesen, in großer Verlegenheit zu ihm gekommen sei und ihn um ein verhältnismäßig geringfügiges Darlehen gebeten habe. Er sei gutmütig genug gewesen, ihm das

zu geben, und zwar ohne eine andere Sicherheit, als einen Ehrenschein und eine einfache Schuldverschreibung. Aber der Ehrenschein sei nicht eingelöst worden, und das kleine Darlehen habe sich im Laufe der Zeit zu einer so erklecklichen Summe vergrößert, daß es ihm unmöglich gewesen sei, noch länger Nachsicht zu üben. Er habe sich genötigt gesehen, mit einer Klage und mit einer Anzeige bei den Vorgesetzten des Herrn Barons zu drohen, und es sei wohl möglich, daß er ihm damals aus Mitleid nahe gelegt habe, er möge sich doch um eine Bürgschaftsleistung an seinen Vater, den Oberst wenden. Schon am nächsten Tage habe ihm dann der Herr Baron die Wechsel mit der Unterschrift seines Vaters gebracht, und da wäre er denn natürlich gern bereit gewesen, ihm die alte Schuld zu stunden und ihm noch ein hübsches Stimmchen obendrein zu geben.

Der Oberst hatte ihn während dieser Erzählung mit keinem Wort unterbrochen, und es war schwer, zu sagen, ob er überhaupt zugehört habe. Erst als im Vorzimmer ein langsam näher kommender Schritt vernehmlich wurde, sprühte es in seinen blauen Augen auf, und er richtete sich zu seiner ganzen, statilichen Höhe empor. Herr Michelmann aber blätterte noch angelegentlich als zuvor in seinen Papieren, als jetzt der junge Baron mit gesenkten Augenlidern, mit totendlichem Gesicht und in gebeugter Haltung in das Zimmer trat.

„Du hast mich rufen lassen, Papa,“ sagte Herbert leise, „und ich weiß —“

„Er stotzte unter dem zornfunkelnden Blick seines Vaters und unter der rücksichtslosen Rauheit, mit welcher ihm dieser trotz der Gegenwart eines Fremden entgegendonnerte:

„Schweig,“ und warte auf meine Fragen! — Kennst Du diesen Menschen, und ist es richtig, daß Du Dich nicht geschämt hast, bei ihm, dem berüchtigten Wucherer, um ein Darlehen zu betteln?“

„Vater, verurteile mich nicht, ehe Du mich gehört hast!“

„Ich fordere nur eine Antwort auf meine Fragen! — Ist es richtig, daß Du Deinen Ehrenschein nicht eingelöst und daß Du diese Wechsel mit meiner Unterschrift hergegeben hast?“

„Vater, ich beschwöre Dich — höre mich an!“

„Antworten mir!“ herrschte ihn der Oberst an.

„Ja oder nein! — Redet dieses Subjekt da die Wahrheit, oder nicht?“

„Herr Oberst, ich möchte doch denn sehr bitten,“ wagte Michelmann beleidigt einzuwenden; aber er hielt schnell inne, als ihn ein einziger Blick des Oberst getroffen.

Herbert stand mit gesenktem Haupt, ein Bild der tiefsten Niedergeschlagenheit und Zerknirschung, vor seinem Vater, und als Fener seine furchtbare Frage noch einmal, mit noch härteren Worten wiederholte, antwortete er mit einem kaum vernehmblichen:

„Ja, es ist die Wahrheit!“

Mit einem Andrud unsäglicher Verachtung ließ der Oberst einige Sekunden lang seine Augen auf ihm ruhen, dann drehte er ihm den Rücken und wandte sich wieder zu Herrn Michelmann.

„Her mit den Wechselfn und Ehrenscheinen!“ sagte er kurz, und als der dicke Herr sie ihm dienstfertig in die Hand drücken wollte, wies er mit einer unzweideutigen Geberde des Abscheus auf den Tisch. „Dorthin, wenn ich bitten darf! Ich komme mit Deuten Ihres Schlags nicht gern in allzu nahe Berührung!“

Er öffnete ein Schubfach seines Schreibtisches, nahm ein Päckchen von Kassenscheinen heraus und zählte dasselbe durch.

„Hier sind drei Viertel Ihrer Forderung,“ sagte er, das Bopiergeld auf den Tisch werfend und Herrn Michelmanns Dokument an sich nehmend; „da ich Ihre Geschäftsführung und Ihren Zinsfuß kenne, weiß ich, daß Sie überreichlich bezahlt sind! — und nun sind wir wohl miteinander fertig! Adieu!“

Der dicke Herr hatte zwar die Kassenscheine eiligst an sich gerafft; aber er zögerte doch, der Aufforderung Folge zu leisten.

„Herr Oberst, ich bin ein ehrlicher Mann,“

brachte er hervor, „und ich muß doch darauf bestehen —“

„Kein Wort weiter, wenn Sie mich zum Keufersten treiben wollen, Nensch!“ donnerte der Oberst, und diesmal griff er wirklich nach der Reitpeitsche mit einer Geberde, die nicht zu mißzuverstehen war. Einer so dringlichen Einladung noch länger zu widerstehen, schien Herr Michelmann doch nicht ganz rätlich zu sein, denn er steckte seine abgegriffene Brieftasche wieder in den fettigen Rock, griff nach seinem Hut und schob sich — diesmal ohne Verbeugung und mit einem unverständigen Gebrumme — so eilfertig als möglich zur Thür hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

(Spart man, wenn man die Flamme der Petroleumlampe niedriger schraubt?) Es ist eine weitverbreitete Gewohnheit, daß man in Fällen, wo das volle Licht der Petroleumlampe nicht gebraucht wird, die Lampe aus Sparjamkeitrücksichten niedrig schraubt. Man nimmt dabei den Uebelstand mit in den Kauf, daß man die Luft des Raumes, in dem die Petroleumflamme ihr Licht verbreitet, ganz erheblich verschlechtert. Versuche haben diese Thatsache mehr als zur Genüge bestätigt, und der Grund liegt darin, daß durch das Niedrigstellen der Flamme eine unvollständige Verbrennung stattfindet und ebenso, wie bei zu hoch geschraubter Flamme, unverbrannte, durch den Geruch wahrnehmbare Gase in dem Lampenzylinder emporsteigen. Die richtige Verbrennung kann eben nur dann stattfinden, wenn die Flamme ihre größte Leuchtkraft entwickelt; alsdann werden die aus dem Docht sich entwickelten Gase vollständig in Kohlenäure verwandelt, welche durch den Geruch nicht wahrnehmbar ist. Beim Niederschrauben der Flamme erreicht man aber auch nicht einmal eine im Geringsten nennenswerte Ersparnis an Del. Hiervon kann sich jeder durch einen Versuch überzeugen, indem er einmal eine Petroleumlampe mit heller, dann mit einer niedrigen Flamme ausbrennen läßt und die beiden Zeiten miteinander vergleicht. Die niedrige Flamme hält nur sehr wenig länger vor als die hohe. Nach folgender Betrachtung erscheint auch dies ganz erklärlich. Zur Bildung des Gases aus dem Petroleum oder Del, das in dem Docht der Lampe emporsteigt, ist Wärme erforderlich, welche die Flamme liefert. Die Erzeugung der Gasmenge oder der Delverbrauch steht aber nicht zur Flamme in direktem Verhältnis, denn es kommt nur auf die Erwärmung des oberen Dochtendes an, mit dem die Flamme in Berührung ist, und diese nimmt beim Niederschrauben nur sehr, sehr wenig ab, so daß man behaupten kann, daß die Erzeugung des Gases oder der Verbrauch des Dels sich durch das Niederschrauben nicht verringert. Das Ergebnis ist also nur die Erzeugung übelriechender, gesundheitschädlicher, unverbrannter Gase. Für Gasflammen gilt die vorstehende Erörterung nicht, weil hier durch das Niederschrauben thatsächlich der Gasverbrauch beschränkt wird, während die Verbrennung doch vollständig vor sich geht.

Der Berliner Magistrat verbrauchte im letzten Geschäftsjahr über eine Million und 37 000 Bogen Schreib- und Briefpapier der verschiedenen Formate, etwa 2500 Liter Tinte, dazu über 57 000 Bogen Löschpapier, 420 000 Couverts, 62 000 Bogen Altendekel, 309 Kilo Siegelack und 42 Kilo Oblaten, 3275 Gros Stahlfedern, 31 202 Bleistifte, wovon 7130 farbige u. Zu Volkszählungszwecken allein hat das städtische Amt 1526 Bleistifte extraordinair erhalten.

[In der Probe]. Theaterdirektor: „Was giebt's denn?“ — Tenorist: „Ich hatte einen furchtbaren Wortwechsel mit dem Kapellmeister; wissen Sie, was mir der freche Mensch gesagt hat? Ich solle mich vom Hentler zehnmal irrtassieren lassen! Was würden Sie an meiner Stelle thun, Herr Direktor?“ — Direktor: „Offen gestanden — ich würde es nicht thun!“

